



Abend =

Zeitung.

48.

Sonnabend, am 24. Februar 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Meißner'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hoff.)

Verliebt.

1.

So wie der Mondschein auf der Welle zittert,
Erhellend und zugleich sie heimlich küssend,
So wie der Epheu sich um Lauben gittert,
Umblühend sie — und um Geheimes wissend:
So trifft dein Blick mich scheinbar kalt
Und doch in süßer Liebeshuld zerfließend.
Ist's nicht der Göttin reizende Gestalt,
Die sich dem Träumenden nur wollte zeigen?
Gemach, gemach mein Herz und lerne schweigen,
Sonst flieht, Endymion, dein Segen bald!

2.

Wer vergäße nicht so Vieles,
Wenn er bei dir ist?
Und im Jubel des Gefühles
Deine Lippe küßt,
Wo im Taumel holden Spieles
Kings die Welt zerfließt,
Und du jeden süßen Zieles
Inbegriff mir bist.

3.

Kennst du vom Hermelin die schöne Sage
Das lieber stirbt, eh' es sein reines Bließ
Von bösen Händen sich besudeln ließ?
Geliebtes Wesen, trage sie, o trage
Im Herzen sie als Ziel für deine Läge.
Wie ist der inn're Friede gar so süß!
Wie schön, daß einst an deinem Sarkofage
Ein treues Herz in leisen Thränen klage:
Der Liebe reines Hermelin war dieß!

4.

Jedes süße Wort von dir
Ist ein Raub,
Jedem Liebesflehn von mir
Bist du taub;
Dennoch oft gewährst du mild
Was kein Bitten vorgebracht,
Und erhörest lieberfüllt
Was ich leise kaum gedacht.

5.

Als ich dich sah zum erstenmal,
War mir, als sah ich dich schon oft:
Du warst mir wie der Maienstrahl
Auf den das Herz schon lange hofft,
Und den es doch schon lange kennt,
Weil es ihn der Geliebten nennt:
Das kommt daher, weil schöne Frauen, Kind,
Dem Venz so nah verschwiftern sind.

6.

Und doch, wie sich die allerhöchste Lust
Mit Unglück kann verschwiftern und verbinden,
Das werd ich durch mein Schicksal mir bewußt.
O sieh, die Rose blüht an deiner Brust,
Beglückt, so schöne Stelle sich zu finden:
Doch harre nur, wie bald ihr Loos sich wendet!
Sie zahlt dieß Glück mit ihres Lebens Schatz:
Schön ist der Ort fürwahr an dem sie endet,
Und dennoch war sie nicht an ihrem Plage.

Manfred.

Eine Reise = Scene.

(Fortsetzung.)

Wir waren vor wenigen Tagen erst vom hohen Splügen herabgekommen und hatten die Köpfe noch voll von dem wildschönen Wege, die „Via mala“ genannt: ich selbst zweifelte also, daß das Aufschließen der Thüre, um die Heilquelle von Bad Pfäfers zu sehen, einen besondern Eindruck auf uns machen werde. Herr von R. blieb bei seiner Meinung, daß wir in den April geschickt wären.

Noch scherzend hierüber ließen wir uns von dem Gemsenjäger in den untersten Theil des Hauses führen, wo dann der Bademeister das Amt der Schlüssel übernahm, und uns mehrere Badezimmer zeigte, die uns eben nicht erbauen konnten. Um rascher davon loszukommen, verlangten wir zur Quelle geführt zu werden. Wir mußten nun zu einer der Siebelseiten des Hauses, und zwar zu der, die aufwärts nach der Tamina liegt, hinausgehen, und befanden uns dann auf einem kleinen, freien Plage, auf welchem wir wenige Schritte vorwärts gingen. Hinter uns der Siebel des Hauses; rechts und links Berg und Felsen, welche das schmale Tamina = Thal einfassen; unter unsern Füßen eine Reihe dicht an einander gelegter, viereckig gehauener Baumstücke, unter denen wir Wasser rauschen hörten; und dicht vor uns eine verschlossene, altergraue Thür, die zwischen zwei ersten Felsen als eine geheimnißvolle Tempelpforte uns noch den Anblick von Altar und Götterbild vorenthielt! — So standen wir, nur um ein Weniges ernsthafter geworden, und harrten der Dinge, die da kommen sollten, während der Bademeister einen Schlüssel hervorzog und das Schloß der geheimnißvollen Thür zu öffnen begann.

Aber kaum war die Thür geöffnet, und wir hatten einige Sekunden vorwärts geblickt: so waren lauter Worte der größten Ueberraschung und des Erstaunens zu hören; Herr von R. war von seinem hartnäckigen Unglauben bekehrt, und meine bisherigen, dunkeln Verheißungen waren auf das Glänzendste gerechtfertigt; denn so viel Großes, Wildherrliches wir auch auf unsern mehrwöchentlichen Kreuz- und Quer = Zügen in der Schweiz und bei unsern zweimaligen Uebergängen über die Alpen gesehen hatten: so waren wir hier doch von einem Bilde ganz neuer Art auf die ergreifendste Weise überrascht und gefesselt.

Und doch sahen wir nichts, als einige hundert Fuß lang die Felsen, zwischen denen uns die Tamina entgegenrauschte. Aber dieses einfache Bild, so großartig, so schauerlich und in dem Zauber eines Helldunkels, wie ein

Landschaftmaler es kaum effektvoller und phantastischer hätte anordnen können!

Das Bette der Tamina ist hier nur eine große, tiefe Felsenspalte, ohne das schmalste Streifchen Uferstrand, auf welchem man etwa rechts oder links neben ihr hingehen könnte. In düsterer Tiefe rauscht und braust sie, etwa in einer Breite von zwölf bis zwanzig Fuß, starken Falles über zahllose, größere und kleinere Felsentrümmer, zwischen zwei hohen Felsenwänden hin, die sich ein wenig höher, zwar etwas von einander entfernen, und so den Raum zwischen sich um mehrere Fuß erweitern, höher hinauf aber, besonders durch das schräge Ueberhängen der Felswand am linken Ufer der Tamina, so vorragen, daß sie fast aneinanderstoßen. Hier und da haben sich über der schmalen Lücke noch abgerissene Felsenstücke gelagert; Bäume und Gesträuche biegen sich mit ihren Zweigen darüber hin, als ob sie mit tausend Blätteraugen neugierig in die geheimnißvolle Tiefe hinab schauen wollten. So wird der ganze, auch von oben her zum Theil verschlossene Raum fast zu einer langen, düstern Höhle, in welche nur ein wenig Tageshelle eindringen und kaum an ein Paar Stellen ein Sonnenstrahl in die Tiefe hinabfallen kann. Aber hierdurch eben wird ein so magisches Helldunkel hervorgebracht, daß man nicht leicht in der Natur ein so mahlerisch beleuchtetes Bild erblicken kann, als man hier vor sich sieht, wenn man grade so zur glücklichen Stunde hinzutritt, wie wir.

Zur glücklichen Stunde waren nämlich wir wenigstens in so fern gekommen, daß kein Wölkchen am Himmel der Sonne in den Weg trat, und daß wir grade zur Mittagszeit zur Stelle waren, wo die Sonne eben in der Richtung der großen Felsenspalte hoch gegen uns überstand und an einzelnen Stellen einen schmalen Strahl ganz herabschicken konnte, gegen den der dahinterliegende, unbeleuchtete Raum desto düsterer und schauerlicher erschien. — Von andrer Seite betrachtet, hätte es aber eine desto unglücklichere Stunde werden können, welche uns auf diesem romantischen Boden fand! Es ist eine gefahrvolle Bahn, auf welcher man dort wandern muß, wenn man sich nicht mit dem bloßen Anblick von der geöffneten Thür aus begnügen, sondern weiter vorwärts in den verführerisch anlockenden Raum dringen will.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Fanatisher Actus. — Wie die engherzigen Sklavenbesitzer in Nordamerika gegen die hochherzigen Feinde der Sklaverei verfahren, davon hat leider noch das Jahr 1837 einen Beleg gegeben. Ein Herr Covejoy

wollte zu Anfange des vorigen Novembers im Staate Illinois ein Journal zur Verbreitung abolitionistischer Ansichten veranstalten, und ließ sich dazu eine Druckpresse kommen. Aber die scheelsüchtigen Sklavereifreunde und Sklavendespoten (der Abschaum der Menschheit!) stürmten am 6. Nov. das Haus des edlen Freiheitsfreundes, erschossen ihn, zerstörten seine Presse und warfen die Stücke in den Mississippi.

Schauspieler = Schule. — Herr von Montalivet trägt sich mit einer schönen Idee; noch schöner, wenn sie realisiert würde! Er wird, laut Pariser Blättern, bei der nächsten Kammer den Vorschlag zu einer Schule für künftige Schauspieler machen und den Plan zu ihrer Errichtung vorlegen. Sein idealer Wunsch geht im Allgemeinen dahin, daß fortan von den jungen Leuten, welche die glücklichsten Anlagen dazu zeigen, jährlich zehn ausgewählt und auf Kosten des Staates für das Theater ausgebildet werden möchten. Dieß utile votum dürfte den lebhaftesten Anklang finden, und eine solche Pflanzschule, einmal in Paris eingerichtet, würde zugleich auf das imitative Deutschland wirken.

Russische Bauern. — Als Lord Durham den Botschafterposten in St. Petersburg übernahm, ging er bekanntlich über Constantinopel und durchreiste ganz Rußland. Während eines Aufenthalts beim Grafen Guriew war er Zeuge, wie dessen Leibeigene die Freiheit ablehnten. Der Graf beabsichtigte, seine Güter an freie Leute zu verpachten, um regelmäßiger bezahlt zu werden. Er bot seinen Bauern (mushiks) an, ihnen ihre Freiheit zu verkaufen, dann wollte er sie ihnen schenken; aber Alles ward abgelehnt. Die Leibeigenen verlangten, daß man ihnen mit der Freiheit zugleich Ländereien gebe, denn sie sind gewohnt, das Land, was sie seit mehreren Generationen bauen, als ihr Eigenthum zu betrachten. Dieß (bemerkt Loeve-Weimars in seinem Reise-Feuilleton) ist eins der großen Hindernisse, die sich der Freilassung entgegenstellen, und doch muß die Freilassung eintreten, ehe sich Unabhängigkeitsideen unter den Leibeigenen verbreiten: denn dann würden die Gutsherrn zugleich mit der Herrschaft über ihre Leibeigenen ihre Güter verlieren. Die liberalen Ideen fassen in Rußland Fuß durch die Furcht selbst, denn man giebt die Bauern frei, damit sie sich nicht der Landgüter bemächtigen, und man erhebt sie in den Bürgerstand, um die Macht der großen Güterbesitzer zu vermindern.

Die größte Ziegelei. — Auf der Kleinen (2 Quadratmeilen betragenden) zu Schleswig gehörigen, in

der Ostsee gelegenen Halbinsel Sundewitt, befindet sich die größte Ziegelei des Nordens. Sie gehört einem Herrn Dithmer, der seine Fliesen, Steine, Dachpfannen u. s. w. nach Hamburg und noch weiter zu Hunderttausenden versendet.

F. F.

Testamentsangelegenheiten.

Die Mitternachtszeitung theilte in Nr. 12 Folgendes mit: „Ein protestantischer Geistlicher, dessen Geschlechtsname mit Da beginnt, verlangte jüngst vom Bezirksgericht von Lausanne, man solle in dem Bürgerregister seinen Namen dahin abändern, daß ein Apostroph dem Buchstaben D folge und der Name dadurch einen adeligen Anstrich erhalte. Das Bezirksgericht wies ihn ab. Nun aber soll er an das Obergericht appellirt haben, das wahrscheinlich jetzt zum ersten Male über die wichtige Frage eines Apostrophs zu entscheiden hat.“ — Nun, so ein Apostroph ist doch keineswegs so unwichtig, wenigstens hat ein Mal einer Veranlassung zu einem Prozesse gegeben, der den Kläger eine bedeutende Summe gekostet hat. Eine französische Dame, welche ihr Testament machte, dictirte nämlich dem Notar unter anderm: Je legue à nos deux neveux mon collier de diamants; plus, à chacun d'eux mille livres. Der Notar schrieb aber: plus; à chacun deux mille livres, worüber nun der Bruder der Verstorbenen, welcher behauptete, seine Schwester habe jedem nur 1000 Livres vermachen wollen, den erwähnten kostspieligen Prozeß anfang. Bei dem Worte Testament fällt mir übrigens Folgendes ein: Ein leichtsinniger junger Mensch hatte seinem Onkel kurz vor dessen Tode einen silbernen Teller entwendet. Der Onkel hatte es bemerkt, es jedoch ignorirt. In sein Testament aber setzte er Folgendes: Ferner vermache ich meinem Neffen Carl N. N. elf silberne Teller. Er wird wohl wissen, warum ich das Duzend nicht voll mache,

Anton Niemeyer

Ein fleißiger Schulrector.

Magister Conrad Dunkelberg war 24 Jahr lang, von 1684 bis 1708, Rector der Schule zu Nordhausen — wo der Schuldienst in frühern Zeiten so schwierig war, daß mehrere Rectoren freiwillig wieder abgegangen sind — schickte 226 Schüler auf die Akademie und versäumte während dieser 24 Jahre nicht mehr als vier Lectionen (Kinderwörter's Nordhusa illustris Seite 114).

Monbano.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Es ist jetzt schon eine schwere Aufgabe für den Wirth, seine noch unbärtigen Gäste in die Colonne zu bringen. Wenn sie eine Quadrille und einen Walzer mitgemacht haben, so sagen sie: j'ai fait ma corvée! und setzen sich zum Kamme oder an den Spieltisch. Malheureuses femmes, malheureuse France! Diese Kälte, welche die geselligen Verhältnisse der beiden Geschlechter verkümmert, hört man oft der Unvollkommenheit der weiblichen Erziehung in Frankreich zurechnen, welche die Frauen unfähig macht, den geistigen Anforderungen zu genügen, welche die jetzige männliche Generation an sie stellt. Dieser Erklärungsgrund ist mir nicht einleuchtend. Wäre derselbe gültig, so müßte, dünkt mich, wenigstens ein gewisser Instinkt den Männern sagen, daß sie in ihrem eigenen Interesse das energische Streben des weiblichen Geschlechts nach socialer Emancipation nach Kräften fördern sollten, statt es durch Spott zu entmuthigen und zu discreditiren. Dabei ist jedoch wohl zu beachten, daß die Emancipation der Frauen, weit entfernt die moderne Chevalerie wiederherzustellen, vielmehr der Tod aller Romantik der Geschlechtsverhältnisse seyn wird. Die Vernachlässigung, die Zurücksetzung der Frauen wird mit ihrer Emancipation aufhören, aber auch der Cultus derselben; sie werden mit den Männern auf den Fuß der Gleichheit treten, und eben deshalb auf alle die Privilegien verzichten müssen, welche als eine Art der Entschädigung ihrer Inferiorität zugestanden werden, und welche ihnen die heutige Sitte Frankreichs zum Theil schon entzogen hat. Ob dieser Tausch der Anmuth des geselligen Lebens förderlich seyn, ob das weibliche Geschlecht, nachdem er eingetreten, bei demselben gewonnen zu haben glauben wird, das sind Fragen, welche ich nicht hier zu lösen versuchen will. Der Wechsel ist der Gott unserer Zeit; beugen wir uns seinem Gebote.

Die artistische Merkwürdigkeit des Tages ist noch immer das seit vier Wochen eröffnete spanische Museum. Die Kunstsammlungen, mit welchen das Louvre überfüllt ist, haben die historischen Erinnerungen nunmehr beinahe völlig aus der weiland königlichen Hofhaltung verdrängt. Nur in einigen öden Gemächern mag man noch die einstige Residenz der französischen Könige erkennen. Eins derselben ist der Saal Heinrichs II., über dessen Thüre man die Zahl 1559 liest, das Jahr, wo in diesem Zimmer die Vermählung Philipps II. mit Elisabeth gefeiert ward. Das Bild des stolzen, finstern Königs, von Tizians Meisterhand gemalt, ist nur durch eine Wand von dem Gemache getrennt, in welchem der göttliche Segen vergebens für jene Ehe angerufen ward. An den Saal Heinrichs II. stößt das Schlafzimmer Heinrichs V., geräumig, unheimlich, mit Steinplatten belegt, auf welchen jeder Tritt des einsamen Besuchers widerhallt. Wände und Decke sind reich mit vergoldetem Gefäßel und Schnitzwerk bedeckt, welches noch die sonst beinahe überall verschwundenen Lilien zeigt, aber die Lilien sind erblichen wie der Stern der alten Monarchie. Der Alcoven, wo das Bett Heinrichs stand, ist leer, und kein Sammtvorhang verhüllt jetzt der historischen Neugier die Stätte, wo die schöne Henriette Entraigues in den Armen des ritterlichen Königs ruhte. Wie lange wird es dauern, und die schwachen Denkzeichen der altfranzösischen,

feierlichen Königspracht werden auch aus diesen letzten Zufluchtsorten verdrängt werden, verdrängt durch die usurpatorischen Uebergriffe des modernen Kunststrebens, dessen Richtung freilich mehr auf die Sammlung und Erhaltung des Alten als auf die Hervorbringung des Neuen geht, aber unbekümmert um die Traditionen und Symbole vergangener Herrlichkeit, ihnen nur dann Gnade widerfahren läßt, wenn sie dem Zeitgeschmacke am Schönen oder Seltsamen Nahrung versprechen. Das spanische Museum hat außer jenen beiden Gemächern die letzten disponiblen Räume des Louvre in Besitz genommen, aber es ist ihm zu eng darin, und der Augenblick steht nahe bevor, wo es die halbverwühten Wandgemälde und das bunte Schnitzwerk der Zimmer des zweiten und vierten Heinrich verderben, wenn nicht ganz verschwinden machen wird. Die 408 Gemälde, aus welchen die Sammlung des Baron Taylor besteht, sind in der That so sehr zusammengedrängt, daß nur bei der geringen Minderzahl derselben die gehörige Rücksicht auf Licht, Stellung und Entfernung genommen worden und eine Menge, vielleicht der verdienstvollsten Bilder dem Auge völlig unzugänglich und ungenießbar ist. Manches Gemälde, welches in der Mitte einer breiten Spiegelwand und in einer Höhe von 30 Fuß hängt, ist von einem Wirthshauschilder nicht zu unterscheiden. Dieser Mangel an Raum ist übrigens in allen öffentlichen Gallerien von Paris bemerklich und nimmt ihnen einen großen Theil ihres Werthes. Ueber das spanische Museum haben sich bereits so viele Stimmen vernehmen lassen, welche auf eine Competenz ersten Ranges Anspruch machen, daß ich kaum wage, einige Worte meines Laienurtheils darüber auszusprechen, obgleich mich vielleicht der Umstand, daß die Urtheile der Kenner so sehr verschieden und oft widersprechend ausfallen, zu einigem Vertrauen auf meinen eignen Geschmack ermutigen könnte. Den Einen zufolge hat der Baron Taylor ohne Auswahl Alles aufgerafft, was um billigen Preis feil war, und unter dem Namen der großen spanischen Meister meistens apokryphe und Schülerwerke, wenige ächte Stücke und nur zwei oder drei Gemälde ersten Ranges mitgebracht; die Andern finden fast Alles vortrefflich, Weniges mittelmäßig, und schlecht nichts; die Dritten gestehen der Sammlung im Ganzen Verdienst zu, versichern aber, daß sie vieles Unächte und Unbedeutende enthalte. Eben so verschieden als die Ansichten über die Aechtheit der meisten Gemälde der Sammlung und über den Rang, welchen sie, in der Voraussetzung der Aechtheit, unter den Werken der Meister einnehmen, sind die Urtheile über das Verdienst der spanischen Schule überhaupt und in ihren einzelnen Zweigen und Perioden. Mancher Kunstrichter erkennt an, daß dieses oder jenes Gemälde dem Pinsel Murillo's oder Zurbaran's angehört und unter seine besten Hervorbringungen zu zählen sey, behauptet aber zugleich, daß sein relativer Werth mit den guten Erzeugnissen der niederländischen oder italienischen Schule sich gar nicht vergleichen lasse. Ein Anderer steht dagegen nicht an, Murillo und Zurbaran neben Van Dyk oder Correggio zu stellen. Alle diese Urtheile werden mit derselben Zuversicht und in gleich apodiktischem Tone von Männern ausgesprochen, welche als Autoritäten gelten wollen. Einige der streitigen Punkte, namentlich die der Aechtheit, liegen außerhalb meiner Domaine, in Bezug auf die übrigen kann ich bei aller Bescheidenheit nicht umhin, ein eignes Urtheil zu haben, welches ich mir demnächst dem Publikum vorzulegen erlauben werde. —